

# Das Gemeindegeld : Roman. Teil 11

Autor(en): **Ebner-Eschenbach, Marie v.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 9

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667066>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Am häuslichen Herd.



XLI. Jahrgang

Zürich, 1. Februar 1938

Heft 9

## Februar.

Durchs Feld die welken Blätter fliegen,  
Wild durch die Büsche saust der Wind.  
Mit Sturm, mit Sturm, so mußt du siegen,  
Du gottgesegnet Frühlingskind!

Das ist der Windsbraut lustiger Reigen!  
Ein tolles Spiel mit Reis und Blatt! —  
Nun tu sich's kund, nun mag sich's zeigen,  
Was fest im Grund gewurzelt hat!

Nur Vorspiel ist's zum Maienfeste!  
Es siegt im Sturm das Frühlingskind  
Und bricht nur die verdorrten Äste,  
Daß Raum der junge Trieb gewinnt!

Emil Rittershaus.

## Das Gemeindekind.

Roman von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

11

Außerhalb des Dorfes, zu Füßen eines Abhangs, den vor Jahren der längst ausgerodete Bauernwald bedeckt hatte, befand sich eine verlassene Sandgrube. Seitdem sie ihres Inhalts bis auf die letzte Ader entledigt worden war, gehörte sie zu den toten Kapitalien des Gemeindevermögens, und keiner dachte daran, das öde Fleckchen Erde nutzbar zu machen; denn keiner, der da begonnen hätte zu pflügen und zu säen, würde die Ernte erlebt haben. Einmal nur bot ein Verwalter der Frau Baronin, deren schlechteste Felder an die Sandgrube grenzten, dreißig Gulden für den von Unkraut überwucherten Winkel, trat jedoch von dem Kauf, als er richtig gemacht werden sollte, wieder zurück. Von der Zeit an hatte kein Käufer sich mehr gemeldet. Das Erstaunen war nicht gering, als ein solcher endlich wieder

auftrat, und zwar in der Person — Pabel Holubs.

Ein Jahr war vergangen, seitdem er aus der Untersuchungshaft entlassen worden, und Tag für Tag hatte er sich, im Winter wie im Sommer, am frühen Morgen auf die Beine gemacht und war erst mit der sinkenden Nacht heimgekehrt. Nichts vermochte die Gleichförmigkeit seiner Lebensweise zu unterbrechen, nichts ihm eine Teilnahmsäußerung für die Vorgänge in der Außenwelt zu entlocken. Über die Heirat Peters und Winkas, die ganz in der Stille vollzogen worden war und im Dorfe sogar den hartnäckigsten Schweigern so viel zu reden gegeben hatte, verlor er kein Wort. An dem Tag, wie an jedem andern, ging er nach Zbaro, wo er immer Arbeit fand, in der Sägemühle, in der Zuckfabrik oder im Wald. Er verdiente viel und konnte am Ende der Woche seinen Lohn ungeschmälert in die Sparkasse unter der



Diele im Zimmer Habrechts legen, da ihn dieser mit Kost und Kleidung versorgte. Mit Wonne sah er das Wachsen seines Reichthums und hätte sich überhaupt ganz zufrieden gefühlt — unter zwei Bedingungen. Ein Wiedersehen mit seiner Schwester wäre die erste, Ruhe vor den Neckereien der Dorffjugend die zweite gewesen. Aber keine von beiden wurde erfüllt. Sooft er sich an der Klosterpforte einstellte, wurde er unerbittlich fortgewiesen, und so zeitig er auch nach Zbaro ging, immer fanden sich Buben und Mädel, die noch zeitiger aufgestanden waren, um ihm aufzulauern und ihm unter dem Türspalt hervor oder über die Hecke hinweg nachzurufen: „Giftmischer! — bist doch ein Giftmischer!“

Pavel schwieg lange, klagte aber zuletzt voll Bitterkeit dem Lehrer seinen Verdruß.

„Schau, schau,“ erwiderte er, „jetzt ärgerst dich? . . . Wie lang ist's her, daß dir um nichts so viel zu tun war als um die schlechte Meinung der Leute?“

Der Bursche wurde rot: „Man kann am Ende genug davon kriegen,“ meinte er, und Habrecht versetzte:

„Das denk ich. Wenn sich einer Prügel geholt hat und im Anfang auch trost und sagt: Nur zu! endlich wird's ihm doch genug, und dann sagt er: Hörst auf! Aber just da packt die, die zuschlagen, erst die rechte Passion. Wie geht's denn mir, und wie lange ist's denn bei mir her, daß ich gelacht habe, wenn die Leut gekommen sind und mich gebeten haben, ich soll machen, daß der Hagel ihr Feld oder der Blitz ihre Scheuer verschont? Es hat mir geschmeichelt . . . O, lieber Mensch . . . und heute möchte ich jedem Esel um den Hals fallen, der nichts anderes von mir glaubt, als daß ich so dumm bin wie er selbst.“

Im Wirtshaus berieten derweil die Bauern über den Verkauf der Sandgrube an Pavel. Anton, der Schmied, um seine Meinung befragt, befürwortete die Sache.

Auf ihn hatte die Schuldlosigkeitserklärung, die Pavel von Amts wegen ausgestellt worden, Eindruck gemacht, und das Gutachten der Sachverständigen ihn in dem Zweifel befestigt, den er von Anfang her an der Leichtigkeit der Siste gehegt. Sein Rat war: Man verkaufe dem Buben die Grube, er hat Geld, er soll zahlen.

Der Vorschlag ging durch.

Pavel wurde mündig gesprochen und erwarb die Sandgrube zu hohem Preis, nachdem man ihm begreiflich gemacht hatte, daß die Gemeinde,

der er ohnehin seit sieben Jahren im Beutel lag, am wenigsten ihm etwas schenken könne.

Was ihn betraf, er fand seinen Besitz nicht zu teuer bezahlt. Ihm erschien eine Summe immer noch gering, die ein Wunder getan und ihm, dem Bettler, dem Gemeindefind, zu einem Eigentum verholfen hatte. Sein Gönner und er beschloßen den Tag, an dem der Kaufkontrakt unterschrieben worden war, auf das feierlichste.

Habrecht zündete außer dem Lämpchen auch eine Kerze an, Pavel breitete seine Schätze vor sich aus, das Zeugnis vom Amte, den Kaufvertrag, den Rest seiner Ersparnisse und Miladas Beutelchen mit seinem noch unangetasteten Inhalt. Das Geld wurde gezählt und ein Überschlag der Kosten des Hausbaues gemacht. Um die Ziegel war keine Sorge, die sollte Pavel auf dem Felde des Lehrers schlagen, nach Ton brauchte man in der Gegend nicht weit zu suchen. Schwer hingegen ist das Holzwerk beizuschaffen, dazu reichten die vorhandenen Mittel nicht aus und konnten im günstigsten Falle vor dem nächsten Herbst kaum zusammengebracht werden. Zum Glück kommt der Dachstuhl zuletzt; die nächsten Sorgen Pavels galten der Planierung seines Grundes und dem Aufbau seiner vier Mauern. Genug für den Anfang, genug für einen, der zur Bestellung seiner Angelegenheiten nur die Zeit hat, die ihm der Dienst bei fremden Leuten übrig läßt.

Dies alles ausgemacht, und der Bursche holte Schreibmaterial herbei und verfaßte, schwer seufzend und unter größeren Anstrengungen, als das Fällen eines Baumes ihm gekostet hätte, folgenden Brief:

„Milada,  
meine allerliebste Schwester ich bin dreimal bei dir gewesen, aber die Klosterfrauen haben mir es nicht erlaubt, der Herr Lehrer hat ihnen schon geschrieben. Milada ich hab die Sandgruben gekauft, wo ich für mich und die Mutter das Haus bauen soll, bitte die Frau Baronin, daß sie mich zu dir gehen laßt weil ich unschuldig bin und vom Gericht den Schein bekommen habe daß mir das Gericht nichts tun darf ich habe auch neue Kleider und möcht nicht mehr im Kloster Knecht sein weil ich die Sandgruben hab. So sollen mich die Klosterfrauen zu dir erlauben.“

Auch an seine Mutter schrieb Pavel noch an demselben Abend und teilte ihr mit, daß sie, wenn ihre Strafzeit verfloßen sein werde, eine Unterkunft bei ihm finden könne.

Von der Mutter kam auch bald ein Brief voll



Liebe, Dank und Sehnsucht; die Antwort Mila-  
das ließ lange auf sich warten und brachte, als  
sie eintraf, eine herbe Enttäuschung.

„Lieber Babel, ich habe immer gewußt, daß  
du unschuldig bist“ — hieß es in dem Schrei-  
ben — „und mich gefreut und Gott gedankt, daß  
er dich würdigt, unschuldig zu leiden nach dem  
Vorbild unsres süßen Heilands. Und jetzt muß ich  
dir etwas sagen, lieber Babel. Ich habe dich  
lange nicht gesehen, aber das war nur Gehorsam  
und kein freiwilliges Opfer, das hat mein Erlöser  
mir nicht angerechnet. Jetzt hat die ehrwürdige  
Frau Oberin erlaubt, daß du mich besuchst, und  
jetzt erst kann ich ein freiwilliges Opfer bringen.  
Ich tu's, Babel, und ich bitt dich, lieber Babel,  
komm nicht zu mir, warte noch ein Jahr, warte  
ohne Murren, denn nur das Opfer, das wir freu-  
dig zu Füßen des Kreuzes niederlegen, ist ein  
Gott wohlgefälliges und wird von Ihm denen  
angerechnet, für die wir es darbringen. Laß uns  
freudig entsagen, du weißt, daß wir es für die  
Seelen unserer Eltern tun, die keine andern  
Fürsprecher als uns bei dem ewigen Richter  
haben. Komm also nicht. Wenn du aber dennoch  
kämst, lieber, lieber Babel, es wäre umsonst —  
mich würdest du nicht sehen, ich würde die guten  
Klosterfrauen bitten, mich vor dir zu verstecken.  
Du würdest wieder fortgehen, hättest mich nicht  
gesehen und mir das Herz nur unendlich schwer  
gemacht, denn ich habe dich lieb, mein lieber  
Babel, gewiß lieber, als du dich selbst hast.“

„Was schreibt denn deine Schwester?“ fragte  
Habrecht, der den Burschen mit betroffener  
Miene auf das Blatt niederstarren sah, dessen  
schöne regelmäßige Schriftzüge er langsam ent-  
ziffert hatte. Babel beugte sich plötzlich vor, große  
Tränen stürzten aus seinen Augen.

„Was schreibt sie?“ wiederholte der Lehrer,  
erhielt keine Antwort und fragte nicht mehr; er  
wußte ja bereits aus Erfahrung, wenn der  
Mensch etwas verschweigen will, dann gibt es  
keine Macht auf Erden, die ihm sein Geheimnis  
entreißt.

Als das Frühjahr kam, schlug Babel in einer  
Reihe von mond hellen Nächten die Ziegel zu sei-  
nem Bau. Mehr als einmal fand er, am Abend  
aus der Fabrik heimkehrend, seine Arbeit zer-  
stört. Kleine Füße waren über die noch weichen  
Ziegel gelaufen und hatten sie unbrauchbar ge-  
macht. Babel lauerte den Übeltätern auf, er-  
wischte sie und führte sie dem Pfarrer vor. Es  
wurde ihnen eine Ermahnung zuteil, die jedoch  
ohne Wirkung blieb, der Unfug wiederholte sich.

Da beschloß Babel, selbst Gerechtigkeit zu üben.  
Mit einem Knüttel bewaffnet, wollte er hinter  
einem alten breitstämmigen Nußbaum Posten  
fassen und die vom Dorfe heranrückenden Feinde  
dort erwarten, durchbleuen und verjagen. Zu sei-  
nem größten Erstaunen fand er jedoch das Hüter-  
amt, das er antreten wollte, schon versehen, und  
zwar — durch Virgil. Dieser hatte gleichfalls  
einen Stock in der Hand.

„Bin da“, sagte er, „hab' ihrer gerade einige  
weggetrieben.“

„Was willst du, Spitzbub?“ fuhr Babel ihn an.  
„Fort, schlechter Kerl, mit dir bin ich fertig!“  
Er erhob den Knüttel.

Virgil hatte den seinen auf den Boden ge-  
stemmt, beide Hände darauf gelegt und sich zu-  
sammengekrümmt. Zitternd und demütig sprach  
er: „Pablicek, schlag mich nicht, laß mich hier  
stehen, ich stehe hier und geb acht auf deine  
Ziegel.“

„Du, ja just du wirst achtgeben, du! . . . Dich  
kenn ich. Geh zum Teufel.“

„Sprich nicht von ihm!“ wimmerte der Alte  
beschwörend, und seine Knie schlotterten, „sprich  
um Gottes willen von dem nicht. Ich bin alt,  
Pablicek, ich werde bald sterben, du sollst mir  
nicht sagen: Geh zum Teufel.“

„Alles eins, ob ich's sag oder nicht, alles eins,  
ob du gehst oder nicht, wenn du nicht von selber  
gehst, holt er dich.“

Virgil fing an zu weinen: „Meine Alte wird  
auch bald sterben und fürcht' sich. Sie möcht  
dich noch sehen, bevor sie stirbt. Sie war's auch,  
die mir gesagt hat: Geh hin und gib acht auf  
seine Ziegel.“

Babel betrachtete ihn still und aufmerksam.  
Wie er aussah, wie merkwürdig! Ganz einge-  
schrumpt und mager, vor Kälte zitternd in seinen  
dünnen Kleidern, und dabei das Gesicht feuer-  
farbig, wie ein Lämpchen aus rotem Glas, in  
dem ein brennender Docht schwimmt. Das Öl,  
von dem dieses jämmerliche Dasein sich nährte,  
war der Brantwein; der einzige Trost, der es  
erquickte, ein gedankenloses Lippengebet.

Armer Spitzbub, dachte Babel, die Zeiten sind  
vorbei, in denen du mich mißhandelt hast, jetzt  
kriechst du vor mir. „So bleib,“ sprach er zögernd  
und immer noch voll Mißtrauen, „ich werd ja  
sehen, was für einen Wächter ich an dir hab.“

Als er wiederkam, fand er alles in Ordnung;  
Virgil hielt wirklich treue Wacht, verlangte dafür  
nicht Lob noch Lohn und fragte nur immer:  
„Wirft nicht zur Alten kommen?“



Pavel ließ ihr sagen, feinetwegen könne sie in Frieden sterben, aber besuchen wolle er sie nicht mehr. Der Hauptgrund seiner Weigerung war die Furcht, Binska bei ihrer Mutter zu treffen und ihr dort nicht ausweichen zu können, was er sorgsam tat, seitdem sie die Frau des Peter geworden war. Und wie er die Augen von ihr wendete, wenn er ihr begegnete, wie er jeder Kunde von ihr soviel als möglich sein Ohr verschloß, so versagte er sogar jeden Gedanken an sie, der sich ihm unwillkürlich aufdrängen wollte.

Sie hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und er hatte ihr geholfen, es zu erreichen; jetzt sollte es aus sein. Was peinigte ihn denn noch, seinem Willen entgegen, stärker als seine eigene Stärke, was quälte ihn bei ihrem Anblick? Er kreuzte die Arme über dem Herzen und murmelte mit einem Fluche: „Klopf nicht!“ Aber sein Herz klopfte doch, wenn die schöne Bäuerin vorüberschritt oder vorüberfuhr, in demselben Wägelchen, in dem ihr Mann, vor nun anderthalb Jahren, Pavel zu Gericht geführt hatte. Sie bemühte sich, glücklich auszusehen, es wirklich sein, konnte sie kaum. Peter war ein tyrannischer und geiziger Eheherr, der alle Voraussetzungen der Virgilova zunichte gemacht hatte. Seine Schwiegereltern durften ihm nicht ins Haus; das wenige, was Binska zur Verbesserung ihrer Lage tun konnte, geschah im geheimen unter Furcht und Zagen.

Sie selbst lebte im Wohlstand, hatte mit Gepränge die Taufe ihres zweiten Kindleins gefeiert, aber wie das erste, bald nach der Hochzeit geborene, war auch dieses, wenige Wochen alt, gestorben, und schon hieß es im Dorfe: „Die bringt kein Kind auf.“

Pavel war gerade dazugekommen, als man den kleinen Sarg ganz still und wie in Beschämung aus dem Tor hinaus schaffte. Und ein Schluchzen hatte er aus der Stube dringen gehört, ein Schluchzen, das ihm durch die Seele ging und ihn an die Stunde mahnte, in der die Unglückliche, die es austieß, an seiner Brust gelegen und ihn bestürmt hatte mit ihren Bitten und berauscht mit ihren Liebkosungen.

Den Tod des zweiten Enkels erlebte die Virgilova noch, kurze Zeit darauf schlug ihr letztes Stündlein nach schwerem, fürchterlichem Kampfe.

Der Geistliche hatte von ihrem Pöhl nicht weichen dürfen; noch im Verscheiden verlangte sie nach Segen und Gebet, in ihren brechenden Augen war noch die Frage zu lesen: Ist mir verziehen?

Mit Gleichgültigkeit nahm Pavel die Nachricht ihres Todes auf und blieb ungerührt von den Wehklagen, die Virgil über den Verlust seines Weibes anstimmte. Der Trost, den er dem Wittwer angedeihen ließ, lautete: „Kein Schade um die Alte,“ und Virgil unterbrach die Ergüsse seines Schmerzes, richtete die Augen zwinkernd auf Pavel und fragte halb überzeugt: „Meinst?“

Dies begab sich zu Ende des Sommers, und am ersten Sonntag, der dem Ereignis folgte, ließ der Pfarrer Pavel zu sich rufen.

Es war nach dem Segen; der Geistliche saß in seinem Garten auf der Bank unter dem schönen Birnbaum, dessen Früchte sich schon goldig zu färben begannen, ganz vertieft in das Lesen eines Zeitungsblattes. Pavel stand ein Weilchen da, ohne daß er es wagte, den Pfarrer anzusprechen, bevor dieser das kleine, blasse, von einem breitkremigen Strohhute beschattete Gesicht erhob und nach einigem Zögern sagte: „Dir ist Unrecht geschehen.“ Sein Blick glitt an Pavel vorbei und richtete sich in die Ferne. „Du hast am Tod des Bürgermeisters keine Schuld.“

„Freilich nicht“, entgegnete Pavel, „die Kinder laufen mir aber doch nach und schreien: Siftmischer! . . . Ich möchte den Herrn Pfarrer bitten, daß er ihnen verbietet, mir nachzurufen: Siftmischer.“

„Meinst du, daß sie es mit meiner Erlaubnis tun?“ fragte der Priester gereizten Tones.

„Und die Alten“, fuhr Pavel fort, „sind auch so. Dreimal hab' ich kleine Fichten gepflanzt auf meinem Grund, etwas andres wächst ja dort nicht. Dreimal haben sie mir alles ausgerissen. Sie sagen: Dein Haus muß frei stehen, man muß in dein Haus von allen Seiten hineinschauen können, man muß wissen, was du treibst in deinem Haus.“

Der Pfarrer räusperte sich: „Hm, hm . . . Das kommt daher, daß du einen so schlechten Ruf hast. Du mußt trachten, deinen Ruf zu verbessern.“

Pavel murmelte: „Ich hab' mein Zeugnis vom Amt.“

„Nützt alles nichts, wenn die Leute nicht dran glauben,“ sprach der Geistliche. „Auf den Glauben kommt es an, im großen wie im kleinen. Zu deiner ewigen Seligkeit brauchst du den Glauben an Gott, zu deiner Wohlfahrt hier auf Erden brauchst du den Glauben der Menschen an dich.“

„Wäre freilich gut.“

„Du willst sagen, es wäre gut, wenn du ihn erwerben könntest. Willst du so sagen?“





In der Dämmerstunde.

Phot. Gaberell, Lhalwil.

„Ja.“

„So bemühe dich. Du hast einen besseren Weg schon eingeschlagen und mußt nur trachten, auf ihm vorwärts zu kommen. Ohne Stütze jedoch wird das kaum gehen, die wirst du noch lange brauchen. Bis jetzt war der Herr Lehrer deine Stütze... wird es aber nicht mehr lang sein können.“

„Wie? warum? — warum nicht mehr lang?“

„Weil er versetzt werden wird, an eine andre Schule.“

„Versetzt?“ rief Pabel in Bestürzung.

„Wahrscheinlich.“

Einen Augenblick sah der Pfarrer ihm fest

ins Gesicht, dann sprach er: „Mehr als wahrscheinlich — gewiß. Mache dich darauf gefaßt und überlege, an wen du dich wenden kannst, wenn der Lehrer fortgeht, zu wem du in diesem Falle sagen kannst: ich bitte, nehmen Sie sich jetzt meiner an.“

Pabel starrte ihn wie vernichtet an, und mit aufrichtigem Bemühen, sich für den ungeschlachteten Burschen, dem sein ganzer Mensch widerstrebt, wenigstens die Teilnahme des Seelsorgers abzurufen, fuhr der Pfarrer fort: „Überleg's; ist niemand da, zu dem du ein Vertrauen fassen und so sprechen könntest?“

Er mußte die Frage wiederholen, ehe sie be-



antwortet wurde, und dann geschah es mit einem so entschiedenen: „Niemand“ — daß der Priester es vorläufig nicht unternahm, diese feste Überzeugung zu erschüttern. Er räusperte sich abermals:

„So, so“, sagte er, „niemand? das ist ja schlimm. Denke aber doch ein wenig nach, vielleicht fällt dir doch noch jemand ein.“ Er lehnte sich wieder an den Baum zurück, sah wieder ins Weite und schloß: „Du kannst nach Hause gehen, kannst auch dem Lehrer sagen, daß ich ihn vermutlich gegen Abend besuchen werde.“

Babel entfernte sich verwirrt, in halber Betäubung, als ob er einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte.

Nach Hause zurückgekehrt, fand er den Lehrer vor seinem Buche am Tisch sitzend. Seine Züge hatten den Ausdruck des süßen Schmerzes, der sie immer verklärte, wenn er sich in diese geliebten Blätter versenkte. Babel stellte sich ihm gegenüber und betrachtete ihn mit unendlich gespannter Aufmerksamkeit. Lange wagte er nicht, ihn zu stören; endlich aber brach er — gegen seinen Willen — in die Worte aus: „Herr Lehrer, Herr Lehrer, was muß ich von Ihnen hören?“

Raum hatte er diese vortwurfsvolle Frage ausgesprochen, als ein Schrecken über die Wirkung, die sie hervorgebracht hatte, ihn erfaßte. Habrecht war aschfahl geworden, seine Augen verschleierten sich, sein Unterkiefer hing herab und zitterte, vergeblich bemühte er sich, zu sprechen, er brachte nur ein unzusammenhängendes Gestotter hervor. Nach Atem ringend, focht er mit den Händen in der Luft und sank unter Achzen und Stöhnen auf seinen Sessel zurück. Babel aber, der noch nie einen Menschen sterben gesehen hatte und meinte, das ginge viel leichter, als es in Wahrheit geht, warf sich auf die Knie und beschwor ihn händerringend: „Sterben Sie nicht, Herr Lehrer, sterben Sie nicht!“

Ein mattes Lächeln stahl sich über Habrechts Gesicht: „Unsinn“, sagte er, „nicht vom Sterben ist die Rede, sondern von dem, was du von mir gehört hast. Beichte!“ befahl er, richtete sich auf und rollte fürchterlich die Augen. „Was war's, wie lautet der Unsinn? O vermaledeiter Unsinn! Kein Vernünftiger glaubt ihn, und doch lebt er vom Glauben, kugelt so weiter im Dunkel, in die Tiefe. Sie zählen sich ihn an den Fingern her, diejenigen, die selbst nicht mitzählen... Was hast du gehört? Sprich!“ Er zog Babel in die Höhe und rüttelte ihn; als der verblüffte Bursche jedoch

anfangen wollte zu reden, preßte er die Hand auf seinen Mund und gebot ihm Schweigen.

„Was käme heraus?... Was ich weiß, bis zum Ekel weiß, was mich nicht schlafen läßt. Schweig“, rief er, „ich will einmal reden, ich elender Lügner, ich will die Wahrheit sagen, ich armer Zöllner will sie dir, dem armen Zöllner, sagen. Setz dich, hör mir zu, beug dein Haupt. Wenn es auch nur eine klägliche Geschichte ist und die Geschichte einer jämmerlichen Torheit, sie ist doch heilig, denn sie ist wahr.“

Er ging zum Wasserkrug, trank in langen Zügen und begann dann leise und hastig zu erzählen. Er war ein Lehrerssohn, war schon in früher Jugend Gehilfe seines kränklichen Vaters gewesen. Begabung, Verhältnisse, alles, was natürlich und vernünftig ist, bestimmte ihn, einst zu werden, was jener war. In seinem Herzen aber kochte der Ehrgeiz, prickelte die Eitelkeit, diese üblen Berater lenkten seine Sehnsucht weitab vom leicht Erreichbaren, spiegelten ihm ein hohes Ziel als das einzig Erstrebenswerte vor. Die Zukunft eines großen Professors in der großen Stadt, die träumte er für sich, und sein schwacher Vater für ihn, und dieses Schattengebilde der Zukunft, es lebte und nährte sich vom Fleisch und Blut der Wirklichkeit, von der Kraft, der Gesundheit, dem Schlaf der Jugend... Wie lange kann eine an beiden Enden angezündete Fackel brennen? Kein Mensch vermag ungestraft zwei Menschen zugleich — bei Tag ein Lehrer und bei Nacht ein Student — zu sein. Als der erste noch jung, als der zweite doch schon recht alt, denn mit entsetzlicher Geschwindigkeit verrann die Zeit, die er für seine Zwecke nur zur Hälfte ausnutzen durfte. Eines Morgens brach er an der Tür der Schulstube zusammen. Wie aus der Ferne hörte er noch einen zitternden Klageruf, sah wie durch dichten Nebel ein vielgeliebtes Greisenantlitz sich zu ihm neigen, dann war alles Stille und Dunkelheit, und wohlthuend überkam ihn das Gefühl einer tiefen, bleiernen Ruhe.

Lange Zeit verging; Habrecht lag dahin, anfangs in wirren Fieberträumen, später in dumpfer Bewußtlosigkeit. Man hielt ihn für tot, legte ihn in den Sarg und trug ihn in die Leichenkammer. Dort erwachte er. — Seine Rückkehr ins Leben erregte nur Entsetzen, sich ihrer zu freuen war niemand mehr da. Seinen Vater hatten Schrecken und Gram getötet, der schlief schon seit ein paar Tagen unter dem Friedhofsrasen, und lieber wäre der Wiedererstandene ihm ins Grab gefolgt, als daß er, ein gebrochener Mann,



den Kampf mit dem Leben von neuem aufgenommen hätte. An eine Fortsetzung seiner Studien war nicht zu denken. — Habrecht bewarb sich um die Stelle, die sein Vater bekleidet hatte. Sie wurde ihm zuteil — zur Unzufriedenheit der Dorfbewohner.

„Daß einer, der drei Tage tot war, wieder lebendig wird, das ist, man mag es nehmen wie man will, eine unheimliche Sache. Wo hat sich seine Seele aufgehhalten während dieser drei Tage? Aus welchem grauenhaften Bereich kommt sie zurück? . . .“ sagten sie. Die seltsamsten Gerüchte begannen sich zu verbreiten, das Märchen von dem Blick, den der Schulmeister in die Hölle getan, entstand. Und er ließ es gelten. Er war ein armer, zugrunde gerichteter Mensch, der gefürchtet hatte, sich kaum bei den Schülkinderen in Respekt setzen zu können, und dem es schmeichelte, als er nun bemerkte, daß er sogar den Erwachsenen Scheu einflößte und daß nicht leicht jemand ihm zuwider zu sprechen oder zu handeln wagte. Seinen edlen Ehrgeiz zu befriedigen, war ihm die Möglichkeit genommen, ein falscher Ehrgeiz bemächtigte sich seiner, und er ergriff zu dessen Sättigung unlautere Mittel. Er nährte den Wahn, den zu bekämpfen seine Pflicht gewesen wäre, er, ein Lehrer, ein Verbreiter der Wahrheit auf Erden, ein Streiter wider den Irrtum, er unterstützte die Lüge, die Dummheit — den Feind. Er war ein stiller Verräter an der eigenen Sache, er hielt das Vorurteil aufrecht, weil seine Eitelkeit dabei ihre Rechnung fand.

Der Pfarrer, der ihn durchschaute, rügte sein Tun, sein eigenes Gewissen warf ihm das Unrecht vor. Er beschloß, es nicht mehr zu begehen, er faßte den Vorsatz und dachte, er sei leicht auszuführen.

Indessen — siehe da! Was mußte er erkennen? Der Wahn, den er früher unterstützt hatte und nun austilgen wollte, war nicht mehr auszutilgen. Nicht in kurzer, nicht in langer Zeit, nicht mit kleiner und nicht mit großer Mühe . . .

„Ich habe dem Unverstand das Hölzchen hingeworfen,“ rief er aus, „und er hat eine Keule daraus gemacht, mit der er mich drischt . . . Ich habe mit Schlangen gespielt, und wie ich einsehe, daß ich Frevel treibe und aufhören will, ist's zu spät, und ich bin unrettbar umringelt.“

Von peinlicher Unruhe gejagt, begann er seine gewohnten Wanderungen durch das Zimmer.

„Wär ich doch ein aufrichtiger Verbrecher, ein Mörder meinetwegen — ein ehrlicher Mörder

und nicht die verlogene Kreatur, die ich bin . . . bin! Denn man wird's nicht los. Die Falschheit hat sich hineingefressen in den Menschen und regiert ihn gegen seinen Willen. Das ist fürchterlich: wahr sein wollen und nicht mehr können.“

Er blieb vor Pabel stehen, packte ihn an beiden Armen und rüttelte ihn: „Du wirst es auch erfahren, wenn du dich nicht änderst . . . Ändere dich! Du kannst es noch.“

„Was soll ich tun?“ fragte Pabel.

„Nicht lügen, nichts von dir ausfragen, was du nicht für wahr hältst, im Guten nicht, denn das ist niederträchtig, im Bösen nicht, denn das ist dumm. Du machst dich zum Knecht eines jeden, den du belügst, und wäre er zehnmal schlechter und geringer als du. Ich weiß, was du willst, dich trotzig zeigen, Scheu einflößen . . . Warte nur, bis der Tag der Umkehr kommt — er kommt bei dir, er bricht schon an — warte nur, wenn du einmal Grauen empfinden wirst vor dir selbst.“

„Herr Lehrer“, unterbrach ihn Pabel, „seien Sie ruhig, es klopft jemand.“

Habrecht fuhr zusammen. „Klopft? — was? — wer? . . . Ah — Hochwürden!“ . . .

Der Geistliche war eingetreten. „Ich habe dreimal geklopft“, sagte er, „aber Sie haben nicht gehört, Sie haben so laut gesprochen.“ Seine klugen, scharfen Augen richteten sich prüfend auf den durch sein unerwartetes Erscheinen in Bestürzung versetzten Lehrer.

„O Hochwürden, wie schön . . . ist's gefällig? — einen Sessel . . . Pabel, einen Sessel,“ stammelte Habrecht und eilte zum Tisch, an den er die zitternden Beine lehnte, und über den er wie beschützend die gerundeten Arme erhob. Mit einer selbstverräterischen Ungeschicklichkeit, die ihresgleichen suchte, lenkte er die Aufmerksamkeit des Priesters auf das, was er ihr um jeden Preis hätte entziehen mögen, auf das offen daliegende Buch.

Der Pfarrer trat heran, schlug, bevor Habrecht es hindern konnte, das Titelblatt auf und las mit Schrecken, mit Abscheu, mit Gram: *Titi Lucretii Cari: De rerum natura.*

Er zog die Hand zurück, rief sie heftig am Rocke ab und rief: „Lukrez . . . Oh, Herr Lehrer — Oh! . . .“

Und Habrecht, ringend in Seelengual, sammelte sich mühsam, langsam — zu einer Lüge. — „Zufall“, stotterte er, „zufällig übriggeblieben das Büchlein, aus der Zeit der philologischen



Studien... zufällig jetzt zum Vorschein gekommen..."

„Wünsche es, hoffe es, müßte Sie sonst bedauern,“ entgegnete der Geistliche, der ihn nicht aus dem Bann seines Blickes ließ.

„Und Sie hätten recht, der Sie einen Himmel haben und ihn jedem verheißen können, der da

kommt, sich bei Ihnen Trost zu holen,“ brach Habrecht aus.

Als der Priester ihn verlassen hatte, nahm er den zerlesenen Band, liebte ihn wie etwas Lebendiges und barg ihn an seiner Brust — seinen mit stets erneuter Wonne genossenen, stets verleugneten Freund.

(Fortsetzung folgt.)

### Gib, daß mild ein Morgen steige!

Lasse deine Sonne strahlen,  
Herr, auf uns und unsere Erde!  
Schon zu vielen tausend Malen  
Hat die härteste Beschwerde,  
Alles Leid, das bei uns weilt,  
Deiner Sonne Licht zerteilt.

Gib, daß mild ein Morgen steige,  
Der die Klarheit rings entfache!  
Gib, daß uns der Himmel zeige,  
Daß dein Lieben bei uns wache!  
Gram und Not und Leid und Qual,  
Herr, verscheuch auch dieses Mal!

Johanna Siebel.

### Von Passau bis Budapest.

Eine Donaufahrt von Ernst Eschmann.

#### 1. Reisen.

Eine Reise in die weite Welt ist immer ein Sonnenstrahl eines gütigen Geschicks. Und wenn sie noch einen guten Verlauf genommen hat und nicht eine kleine oder größere Tücke mit sich brachte, wie es so leicht geschehen kann, bleibt sie ein unauslöschliches Erlebnis.

Freilich, das Geschenk fällt keinem so leicht in den Schoß. Es will verdient, es will errungen sein.

Reisen ist eine Kunst. Viele versuchen sich in ihr, aber nicht alle meistern sie. Eine Kunst? Gewiß! Es gibt auch Dilettanten des Reisens. Sie sind wohl in der Mehrzahl.

Wie reisen sie? Sie setzen sich in die Bahn, ins Auto, ins Schiff, ins Flugzeug und harren nun der Wunder, die kommen sollen. Sie kennen das Geheimnis nicht: der erlebt am meisten, der selber das meiste mitbringt. Wache Interessen für möglichst verschiedenartige Dinge der Erde bürgen für den schönsten Erfolg einer Reise. Vor allen breiten sich die Länder als Buch mit tausend und abertausend Seiten aus. Aber so viele blättern nur obenhin darin und haben gar bald genug.

Es ist ja nicht nur der Augenblick, nicht nur die Gegenwart, die erzählt. Jahrhunderte der Entwicklung haben das Bild geschaffen, das vor uns liegt, und wenn man nicht weiß, wie alles gekommen, versteht man das Heute nur halb, und manches Rätsel bleibt ungelöst. Die alten Ruinen, Schlösser und Burgen berichten von

bewegten Epochen. Wie Guckfenster muten sie an, durch die man die verschwundenen Zeiten schaut; von viel kriegerischen Geschehnissen ist die Rede, und man erfährt es ringsum: blutige Fehden und Kriege haben immer wieder neue Verhältnisse heraufgeführt, und die glücklichen Spannen des Friedens treten zurück.

Und nicht nur um irdische Macht und weltliche Güter ist gekämpft worden. Glaubensfragen und religiöse Kämpfe haben Länder und Jahrhunderte aufgewühlt, und ihre Spuren sind noch nicht ausgewischt. Die Kirche ist ein herrlicher Hort der Kunst geworden, und kunstgeschichtliche Betrachtungen haben sich uns just auf unserer Donaufahrt in Fülle aufgedrängt. Barocke Stifte wie die Linz benachbarten St. Florian und Wilhering und das unvergängliche Melk an der Donau haben Eindrücke vermittelt, die den Kundigen vom Staunen zu Bewunderung hingerissen haben.

Aber man muß es auch fertig bringen, hinter den hundert Kleinigkeiten und Aufgaben, die einen zu Hause noch beschäftigt haben, einen Kiesel zu schieben. Leicht ist es nicht, und viele bringen es nicht fertig. Sie lassen sich Briefe nachsenden und werden wieder zurückgeworfen in die Schwierigkeiten des Geschäftes und aller Pflichten, denen sie doch haben entrinnen wollen.

Und was für eine Erquickung ist es, einmal vierzehn Tage hindurch keine Zeitung zu lesen! Nicht alle überwinden sich dazu, und siehe da: die Weltgeschichte geht ihren Gang, ohne daß du von